



[Nachdruck verboten.]

Lady Diana's Geheimniß.

Roman von Florence Marryat.

(Einzige autorisierte Uebersetzung.)

3) „Pah!“ lachte Fosbrooke, ein Glas Champagner hinterstürzend. „Meinen Sie, es gäbe auf Erden kein anderes Glück als die Liebe? Das ist Kinder glaube! Haben Sie noch nie von dem Land der Zigeuner gehört, wo man sorglos und leicht-herzig dahinglebt, wo man den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag macht, wie es freien Geistern beliebt? Sehen Sie, Antony — das ist meine Welt, das Reich, das ich nun über zwanzig Jahre besitze, in dem ich herrschen will, bis ich sterbe. Da giebt es keine Frauen, mein Junge, oder nur solche, die man wieder liebt noch haßt, um derentwillen Einem das Herz nicht bricht.“

„Sie schildern mir dieses Reich so verlockend, und doch waren Sie vorhin so schnell bereit, es zu verlassen. Wie verhält sich das?“

Einen Augenblick schien Fosbrooke um die Antwort verlegen zu sein, aber dann erwiderte er rasch: „Nun ja, mein Freund, man hat auch in diesem Lande zuweilen einen bösen Tag. Ich habe in der letzten Zeit wohl ein wenig zu viel getrunken und zu hoch gespielt, lediglich aus Langeweile, weil ich keinen Bekannten hier fand. Sobald ich mir selbst überlassen bin, fallen die alten Erinnerungen mit solcher Macht über mich her, daß ich meiner selbst nicht Herr bleibe. Dazu kam, daß ich durch den Spielverlust augenblicklich völlig auf dem Trockenen saß, und der Gedanke an meine Subsistenzlosigkeit gab mir die Idee ein, den Sprung ins Jenseits zu unternehmen.“

Es entstand eine kurze Pause, dann nahm Antony das Gespräch wieder auf. „Fosbrooke, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Lassen Sie uns zusammen reisen. Ich habe mehr, als ich gebrauche und kann Ihnen aushelfen, bis Sie wieder über Geldmittel verfügen. Zudem werden Sie ein wahres Gotteswerk an mir thun, wenn Sie mich begleiten. Ich bin ebenso allein wie Sie und weiß nicht, wie ich die Zeit bis zu meiner Heimkehr durchbringen soll. In Ihrer Gesellschaft wird es mir gewiß leichter fallen. Schlagen Sie ein?“

„Mit Vergnügen! Und wenn Sie mir die Mittel borgen wollen, von hier fortzukommen, werde ich Ihnen in der nächsten Woche meine Schuld abtragen. Aber was wird Ihre Mutter sagen?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Wird sie nicht unzufrieden sein, Sie in Gesellschaft eines Mannes zu wissen, der ein Zigeunerleben führt, der ein Spieler ist — denn ich muß Ihnen offen gestehen, daß die Karten meine liebste Beschäftigung sind —, ein Verächter der Liebe, der Frauen, kurz alles Guten, was wir mit der Muttermilch einfaugen und woran die Wenigsten von uns später noch glauben.“

Antony schaute ernst vor sich hin. „Sonderbar,“ sagte er, „obgleich ich Sie nur so kurze Zeit kenne, glaube ich doch nicht, daß Sie so schlecht sind, wie Sie sich hinstellen. Und selbst wenn es wäre, — meine Mutter hat zu wenig Interesse für mich, um dies zu beobachten. Sie fragte nie, mit wem ich verkehrte, ich kann also wählen wen ich will. Und wenn die Zeit gekommen ist, werde ich Sie bitten, mich nach Gardenhalm zu begleiten.“

„Nach Gardenhalm?“ fuhr der Andere auf. „Nein, das ist unmöglich!“

„Warum? Sie sagten doch, daß Sie den Ort kennen und erinnern sich gewiß noch des alten Schlosses und seines schönen Parkes.“

Fosbrooke strich mit der Hand über die Stirne. „Ja, ja, ich erinnere mich. Aber hat es sich in den fünfundsiebenzig Jahren nicht sehr verändert?“

„Ich glaube nicht. Meine Mutter legt ihren Stolz darein, es möglichst in der früheren Weise zu erhalten. Kannten Sie meinen Großvater?“

„Nein. Er war schon einige Jahre todt, als ich mit Ihrem Vater zusammentraf.“

„Aber die Schwester meines Vaters, Lady Diana Melstrom, haben Sie doch gekannt? Sie lebte bis zu ihrem Tode bei ihm. Ich habe sie natürlich nie gesehen, aber wohl gehört, daß sie sehr schön war.“

„An was ist sie gestorben?“ fragte Fosbrooke mit halb abgewandtem Gesicht.

„Ich weiß es nicht genau, — ich glaube, durch einen Sturz vom Pferd. Sie war die Lieblingschwester meines Vaters, aber er konnte es nach ihrem Tode nicht ertragen, daß man ihren Namen erwähnte. Sie war eine so große Schönheit, und doch besaßen wir kein Bild von ihr. Mein Vater vernichtete dieselben, sowie jedes andere Erinnerungszeichen an sie.“

„Erinnert sich diese Miß Baget, von der Sie sprachen Ihrer Tante?“ fragte Fosbrooke von Neuem.

„Nein! Wie sollte sie auch! Sie kam nur wenige Jahre vor meines Vaters Tod zu uns, — ich war damals fünf Jahre alt.“

„Um, vielleicht gehe ich doch mit Ihnen nach Gardenhalm, Melstrom. Um Ihre Willen möchte ich Miß Lily Osprey kennen lernen.“

„Das sollen Sie auch, entweder wenn sie meine Frau ist oder vorher!“ erwiderte Antony stolz.

„Seien Sie nicht zu vertrauensvoll, junger Freund! Ein Jahr ist eine lange Zeit für ein Mädchen von neunzehn Jahren. Wer weiß, ob sich bis dahin nicht ein Nebenbuhler einfindet.“

„Niemals! Lily ist treu wie Gold!“

„Das haben schon Viele gesagt. Aber — es fängt bereits an zu dämmern; ich glaube, wir sollten versuchen, noch ein wenig zu schlafen. Morgen wollen wir zusammen abreisen und ich werde Alles aufbieten, Ihnen das Exil erträglich zu machen. Gute Nacht, Antony! Ich bin Ihnen wirklich dankbar für das, was Sie für mich gethan haben, und für die Großherzigkeit, die Sie mir gezeigt. Dies, ein gewisser Blick Ihrer Augen, der mich an glückliche Zeiten erinnert, macht mich zu Ihrem Freund auf Lebenszeit. Ein guter Mensch bin ich nicht, Antony, — ich erhebe keinen Anspruch darauf, — aber Sie brauchen nie etwas von mir zu befürchten. Lieber ließ ich mir die rechte Hand abschlagen, als daß ich das Vertrauen mißbrauchte, das Sie mir heute bewiesen haben.“

3. Kapitel.

Im Boudoir der Gräfin.

Leute mit unparteiischem Urtheil würden schwerlich der Charakterisierung beige stimmt haben, die Antony Melstrom von seinem Bruder entworfen, denn für den meisten galt Lord Culwarren als energieloser, schwachherziger und verschlossener Mensch. Da er nicht für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten brauchte, doch aber jehulich wünschte, irgend eine Rolle in der Welt zu spielen, so versuchte er es, sich für einen Dichter auszugeben; er schrieb schlechte Novellen und noch schlechtere Verse, die Niemand las und für deren Veröffentlichung er den Verlegern große Summen zahlte. Trotz seiner Mißerfolge glaubten seine Mutter und er doch fest an sein Talent, das sich sicher

Bahn brechen und die Welt eines Tages zur Bewunderung zwingen werde.

Etwa vier Wochen nach den im vorigen Kapitel geschehenen Ereignissen sah die Lady eines Morgens in ihrem Boudoir, auf das Erscheinen des jungen Grafen wartend. Sie bemohnte eine Flucht Zimmer im linken Flügel des Schlosses, hielt sich aber mit Vorliebe in dem fast überladen ausgestatteten Boudoir auf, wo sie stets ihr Frühstück einnahm und ihre intimsten Freunde empfing. Lord Culwarren war natürlich der häufigste und willkommenste Gast, der fast jeden Tag einige Stunden hier zuzubringen pflegte, um der Mutter seine neuesten literarischen Produkte vorzulesen. Zwischen der Gräfin und ihrem Sohn bestand eine aufrichtige, wenn auch stark mit Selbstsucht gemischte Zuneigung; im Charakter jedoch waren sie völlig verschieden und auch äußerlich hatten sie keine Ähnlichkeit mit einander. Philipp war ein großer, schlanker Mann mit dunklen Augen, braunem Haar und leidlich hübschen Gesichtszügen; die Lady hingegen, die einst eine gefeierte Schönheit gewesen, war blond und trotz ihrer zweiundfünfzig Jahre noch immer eine anziehende Erscheinung, obgleich man nicht sagen konnte, wie viel dabei auf Rechnung der Kunst zu setzen war.

Als der junge Graf bei ihr eintrat, bemerkte sie auf den ersten Blick, daß ihn etwas bedrückte.

„Nun, mein lieber Philipp“, rief sie, ihm die Hand reichend, „was ist geschehen? Hoffentlich hast Du keine schlechte Kritik über Deine letzte Erzählung erhalten.“

„Nein, Mutter, das ist es nicht. Es war ja auch noch gar keine Zeit, das Werk zu kritisieren.“

„Anstimm, mein Junge! Dein Buch ist seit einer Woche erschienen und die Kritiker werden doch eher einen Roman von Dir, als von einem Duzend Anderer lesen, die ihr Brod damit verdienen.“

„Möglich; ich habe aber noch nichts gesehen.“

„Warum bist Du denn so verdächtig?“ forschte die Lady weiter. „Seit Wochen bereits beschäftigt Dich etwas. Komm, vertraue Dich mir an, vielleicht kann ich Dir helfen.“

Der Graf warf sich in einen Sessel, stützte den Kopf nachdenklich auf die Hand und fragte mit einem gewissen Pathos: „Hast Du denn etwas bemerkt?“

„Wie sollte ich nicht? Um wen kümmerge ich mich denn, außer um Dich? Du bist mein einziger Gedanke und besitzest meine ungetheilte Liebe.“

„Du vergißt meinen Bruder Melstrom!“ warf der Graf ein. Bei Nennung dieses Namens veränderte sich das Gesicht der Lady in auffallender Weise: es bekam einen harten, kalten Ausdruck, als verursache ihr schon die bloße Erwähnung Unbehagen. Vielleicht konnte sie es dem jüngeren Sohne nicht verzeihen, daß er hübscher, begabter und bei Allen beliebter war, als sein Bruder.

„Antony!“ rief sie in gleichgültigem Ton. „Nun ja, er ist ein ganz guter Junge und sein Vater machte Aufhebens genug von ihm. Du aber bist mein Liebling, Philipp, ein echter Fairley! Du schlägst in Charakter und Gestalt ganz nach meiner Familie und in meinem Herzen nimmst Du deshalb den ersten Platz ein.“

„Aber Lily liebt Du doch auch, Mutter? Ich dachte immer, es würde Dir ebenso schwer fallen, Dich von ihr, wie von mir zu trennen.“

„Gewiß! Sie ist mir wie eine Tochter. Aber warum siehst Du so nachdenklich aus? Hättest Du mir vielleicht ein Geständniß zu machen?“

„Ein Geständniß?“ wiederholte Philipp scheinbar verwundert, aber mit verstecktem Lächeln.

„Nun ja, — ich habe schon längst erwartet, von Dir zu hören, daß es schade wäre, wenn Lily, die fast ihr ganzes Leben bei uns verbracht hat, unser Haus einmal mit einem anderen Heim vertauschen würde.“

Der junge Graf schaute einen Augenblick unschlüssig vor sich hin, dann stieß er plötzlich hervor: „Mutter, lache nicht über mich, — ich bin über Hals und Kopf in Lily verliebt und will sie heirathen. Sa, — jetzt weißt Du es.“

„Nun und?“

„Wie? Du bist weder erstaunt noch unwillig darüber? Du mußt wissen, daß es keine Laune bei mir ist, die ich heute fasse und morgen wieder vergessen habe. Ich will Lilian Osprey zur Gräfin machen und möchte wissen, ob es Dir recht wäre, sie einst an Deiner Stelle zu sehen?“

Lady Culwarren erhob sich voll Würde, trat auf ihren Sohn zu und drückte einen zärtlichen Kuß auf seine Stirn. „Wein

Liebling, Du kommst meinen Wünschen entgegen! Lily ist ein liebes, sanftes Mädchen, das für Dich eine reizende Frau und für mich eine ausgezeichnete Tochter sein wird. Ich gratulire Euch Beiden von ganzem Herzen!“

„Aber Antony?“ fragte der Graf ein wenig gepreßt.

„Antony? Ich verstehe Dich nicht.“

„Nun, ehe er fortging, machte er doch Lily den Hof; — sie betrachteten sich ja schon als verlobt.“

„Unsinn!“ rief die Gräfin heftig. „Ich weiß von nichts und habe ihnen von Anfang an verboten, an dergleichen zu denken. Antony hat mir vielleicht nicht gehorcht, — er ist solch eine störrische Natur, aber in Lily setze ich volles Vertrauen und kann Dir beschwören, daß sie ihm niemals geschrieben und seit ihrer Trennung auch fast nie von ihm gesprochen hat.“

„Deshalb braucht sie ihn noch nicht vergessen zu haben und ich fürchte, daß es so ist. Wer weiß, ob sie meine Werbung annehmen würde!“

Die Gräfin lachte ungläubig auf. „Mit Deiner Krone! Was für ein Gedanke! Wirklich, Philipp, Du bist lächerlich bescheiden! Glaubst Du, daß wenn Du mit Deinem Titel, Deinem Reichthum und Deinem Geist Lily Osprey zum Weibe begehren würdest, sie Dich zurückwiese? Dann denkst Du entweder sehr gering von Dir oder von ihr!“

Der Graf schüttelte den Kopf, aber er schwieg.

„Glaubst Du denn wirklich“, begann die Lady von Neuem, „daß Lily dem armen Schlucker noch nachseufzt? Er hat unterdessen gewiß schon mehr als zwanzig andere Liebhaften gehabt.“

„Mag sein! Vielleicht irre ich mich, aber trotzdem scheint es mir, als ob Lily mich nicht begünstigt. Um die Wahrheit zu sagen, — ich habe bereits verschiedene Verluße gemacht, mich ihr zu nähern, aber stets wick sie mir aus. Noch heute Morgen, als ich sie im Corridor traf! Sie sah so reizend aus, daß ich meine Gefühle nicht länger beherrschen konnte. Sobald sie aber merkte, wo hinaus ich wollte, lief sie fort, zu Miß Banet und ist seitdem nicht mehr von deren Seite gewichen.“

„Alles Bescheidenheit und mädchenhafte Scheu, mein lieber Sohn! Ihr jungen Leute, die Ihr so viel mit Frauen verkehrt, die dieses Namens unwürdig sind, Ihr wißt nicht, was ein unschuldiges Mädchen empfindet, wenn man ihm zum ersten Mal von Liebe spricht. Vielleicht will Lily auch erst meiner Zustimmung sicher sein, ehe sie Dich ermutigt.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Geister an der Saar.

Früh Morgen verließ ich Trier und wanderte in den köstlichen Septembertag hinein. Eine Flasche Bocksteiner, die mir ein kundiger Freund zum Schutze gegen die feuchte Morgenluft verordnet hatte und die nach dem Frühstück vorzüglich mundete, beflügelte meine Schritte, als ich am rechten Ufer der Mosel stromauf zog. Im alten heiligen Trier bekommt man leicht historische und poetische Anwandlungen und so besamirte ich möglichst erhabene die Worte von Marlowes Doktor Faustus vor mich hin:

Nachdem wir nun, Freund Mephistophilis,
Mit Freuden schon das stolze Trier passirt,
Umgeben rings von lust'gen Felsengipfeln,
Mit Kieselwällen, tief gegog'nen Gräben,
Unüberwindlich dem Eroberer, —

kam dank in einiges Grübeln darüber, was die Beiden wohl in Trier gewollt hätten und wie sich die Stadt doch verändert hätte, und ehe ich mich verah, taucht das Städtlein Konz vor mir auf und mit melodischem Wellengeplätscher rauschte die Saar heran und stuthete sanft hinüber in die Wogen ihrer ältern Schwester, der Mosel. Salve, Sarra! und zugleich: Vale! Mein erster Gruß wird dir an der Stelle, wo du eben die höchste Fülle und Macht erreicht hast, und zugleich, wenn auch nicht dein Sinn, so doch deinen Namen, dein Wesen beendest, — so geht die Seele des entschlafenden Brahmanen ins Nirwana hinüber, nicht mit selbständigem Dasein, sondern vergangen und zerflossen in der großen Seele des Alls! —

Und an einem Ort, der solche Vergleiche eingiebt, sollte nicht auch Faust gestanden haben, als er Trier passirte? Vielleicht auch kehrt er gern hierher zurück und harrt nur auf einen Ruf? — Fauste! Fauste! Fauste! herauf!

Ich fühlte plötzlich, daß Jemand hinter mir stand, wendete mich schnell um und wäre beinahe gerade wie die Saar in der

Mosel untergegangen oder wäre wie ein am Ganges entschlafener Brahmane am Ufer liegen geblieben, — Faust und Mephisto standen leibhaftig da! — Was wir zunächst gesprochen haben, weiß ich nicht mehr, allmählich aber wuchs mir der Muth und endlich stellte ich festlich das Verlangen an den großen Retromanten, wie er verschiedenen hohen Herrschaften nach Goethe die schöne Helena, nach Marlowe den Alexander und Darius, nach dem Volksbuche auch den Studenten die Helden des trojanischen Krieges gezeigt habe, so möge er mir eine Auswahl besserer Geister aus der Umgegend, meinethwegen von den Ufern der Saar, sichtbar, — oder wie die Spiritisten sagen: materialisirt — vorführen. Faust sah mich prüfend an, nickte Genähigung und schlug vor, die Saar hinaufzufahren und die Ufer abzuschauen. Ich stimmte freudig bei. Mephisto räusperte sich bescheiden. „Mephisto darf auch mit, wenn er artig sein will!“ rief ich wohlwollend. „Allo avanti!“ — „Halt!“ sagte Faust, „schon dieser Ort birgt seine Geheimnisse!“

Er winkt, und auf dem nahen Hügel, wo eben noch der Kirchhof von Konz lag, erhebt sich eine mächtige, rebenumschlochtene römische Villa. Auf dem flachen Dach ruht unter purpurnem Zelte Kaiser Valentinianus I., der Alemannensieger, der die heißen Sommermonate hier auf seinem Landhause beim kühlen 365er verbringt. Er blickt hinüber nach der Mosel, wo im hellen Sonnenschein das Grabmal der angehenden Familie der Sekundiner — heute heißt es die Igeler Säule — deutlicher zu sehen ist. Lächelnd wendet er sich zu seinen Höflingen: „Wie lange soll wohl der kunstlose Steinblock noch halten? Wenn das Gedächtniß der Sekundiner nicht länger dauert als er, so haben sie oleum et operam, Geld und Mühe verschwendet!“ Berebt prophezeien die Kammerherrn ein baldiges Ende des Denkmal, aber in Ewigkeit würden die Hallen des kaiserlichen Sommerhauses besetzen und nach Jahrtausenden würden die römischen Kaiser hier ihres großen Ahnen Valentinianus in Verehrung gedenken.

Faust winkt wieder — die Igeler Säule bleibt unerschüttert stehen, die prächtige Villa ist bis auf einige Mauerreste im Erdboden spurlos verschwunden.

Schade um das schöne Bild, aber nur weiter! Es giebt noch mehr zu sehen. Wir besteigen einen Nachen und mit magischer Schnelle treibt ihn eine unsichtbare Kraft stromaufwärts. Bald engen steile Berge das Thal ein, die Saar macht gewaltige Krümmen und Schlingen. Dort liegt Gansem, dort Wiltzingen, hier blickt man in ein Seitenthal mit dem Scharzberg im Hintergrunde, man meint sogar die Gebäude des Scharzhofes zu sehen.

Gansemer! Wiltzinger! Scharzhofberger! Ich glaube värgige milde Düste zu athmen beim Klang dieser Namen, „o wie so hold berauschen sie den Sinn!“ sänge ich mit Lohengrin. Auch Faust nickt mit schweremüthigem Lächeln, Mephisto aber murmelt mißvergnügt, „ein lecker Schabäuche“ wäre doch etwas anderes!

Schnäbe Schnapsseke! Noch heute male ich hinter deinen Namen in den Personenverzeichnissen von Goethes und Marlowes Dramen ein deutliches S. S. S. S. S. Dies Pentagramma ist aus militärischen Conduitenlisten entnommen und bedeutet bekanntlich: Säuft sehr stark schlechten Schnaps! Basta!

Vorüber am Herrenberg bei Nyll, vorbei bei Offen, jetzt erblickt man die Ruinen von Saarbürg. Auf einen Wink Fausts wachsen die Mauern und Thürme in die Höhe, auf der Zinne des Hauptthurms wandelt ein Ritter in schmucklosem Kettenpanzer des zehnten Jahrhunderts. Mephisto krächzt leise: „Der Graf von Luxemburg hat all sein Geld . . .“ Faust heist ihn mit einem Blick schweigen und sagt: „Es ist allerdings ein Graf von Luxemburg, und zwar der erste dieses Namens, der Erbauer der Burg. Seine Nachkommen bestiegen im Jahre 1308 den deutschen Kaiserthron.“ — Eine Wolke zieht vorüber und verbirgt die Burg. Als sie sich wieder hebt, weht das kurtrierische Banner von den Mauern, die Brustwehren sind mit Kriegern besetzt, die einander freudig zurufen. An der Saar zieht ein gewaltiger Heerhaufe mißmüthig hinweg, der Führer sieht drüben auf dem Hügel und schüttelt zürnend die Faust nach der Burg hinüber. Ich kenne ihn, es ist Franz von Sickingen! Vergeblich belagerte er im Jahre 1522 Saarbürg, vergeblich Trier, und wurde im folgenden Jahre von seinen Feinden, an deren Spitze der Erzbischof von Trier stand, selbst in der Oberruburg eingeschlossen und fiel bei ihrer Vertheidigung, aber doch genießt noch heute Deutschland die Früchte seiner Thaten und sein Name lebt im Munde des Volks, während der seines Siegers nur wenigen Gesichtskundigen bekannt ist.

Die Höhen weichen zu beiden Seiten etwas zurück, wir durchfahren ein sanftes Thal, aber alsbald drängen sich die mächtigen Felsenrücken wieder zusammen. Gegenüber dem Dorfe Serrig steigt eine senkrechte Wand von rothem Sandstein zu schwindelnder Höhe empor. Klüfte und Spalten sind hinein-gezerrt durch einen reißenden Strom, der vor unermeßlichen Geiträumen das Thal durchwogte, tiefer und breiter als der Rhein. Nahe der oberen Kante sieht man auch Spuren von Menschenhand; Gänge, Thüren und Fenster sind mitten in den Felsen hineingehauen. Es sind Wachtstuben, die zu Cäsars Zeiten von den Römern angelegt wurden und zu der auf der Höhe gelegenen Festung gehörten, wo jetzt das Dorf Castell liegt. Auf einem vorpringenden Felsen steht eine schmale, langgestreckte, einfache, steinerne Kapelle. Faust winkt, die Kapelle öffnet sich, ein Sarkophag steht darin. Eine leise, kriegerische Musik ertönt. Der Deckel springt auf und heraus steigt ein prächtig geharnischter Ritter, eine funkelnde Königskrone auf dem Haupt, umwallt vom Hermelin. Sein Auge mit dem weisen Stern blickt ziellos in die Ferne. Es ist der blinde König Johann von Böhmen, der in der Schlacht bei Greyc am 26. August 1346 als Verbündeter Philipps IV. im Kampfe gegen Eduard III. von England einen jangenswerthen Heldentod starb. Als das Schlachtgeräusch gegen ihn wandte, ließ der Blinde sein Streitroß zwischen zwei von Edelknechten gerittene Rappen fetten, und mit unwiderstehlichem Anprall sprengten die Todgeweihten in den dichtesten Haufen der Feinde. Den Sieg konnten sie nicht retten, bald erlagen sie der Uebermacht, aber sie erwarben die Verwundung von Freund und Feind und der siegreiche Eduard breitete die englische Fahne über den Leichnam des todtten Königs. Wie sein Leben ein reichbewegtes war, so fand er auch im Tode keine dauernde Ruhestätte. Erst im Jahre 1833 erwarb Friedrich Wilhelm IV., damals noch Kronprinz, den Leichnam aus Privatbesitz und ließ ihm 1838 hier eine würdige Gruft bereiten.

Nun steht des Helden edler Geist dort oben und erhebt grüßend die eiserne Rechte. Entblößten Hauptes schaue ich hinauf. Lauter schmettern die Fanfaren und plötzlich brechen rechts und links reichgeschmückte Bannerträger aus den Eichenbüschen, ein Wald von Fahnen umrauscht den Helden und senkt sich huldigend vor ihm, während die Trommeten hoch aufjubeln! Da die Trifolore seines Stammhauses Luxemburg — da neigt sich das Banner Böhmens seinem Könige — da grüßt Frankreichs Driflamme den treuen Verbündeten — da die englische Fahne, die ihn bei Greyc deckte — da das Banner des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, dem Johannes Sohn war der Kaiser Karl IV., sein Enkel war der Kaiser Sigismund, — hier die Standarte des Kurfürstenthums Brandenburg, wie sie Sigismund führte und seine Kindeskinde, die Kurfürsten von Brandenburg von Johann Georg bis zum großen Kurfürsten — hier die reicher geschmückte Fahne ihrer Nachkommen, der Könige von Preußen — und da — die goldne Kaiserstandarte des neu erstandenen heiligen deutschen Reiches! Man sieht daneben noch die Banner von Ungarn, Polen und was sich an Wappen kleinerer Fürstenthümer dazwischen drängt. Hurrah! will ich rufen, doch versagt mir die Stimme, Faust winkt mahnend, und rauschend fliegt unter Schifflein stromauf. Leise verklingen die Trompeten in der Ferne. Aufathmend tauche ich die Hand in die kühlen Wellen der Saar und nege mir die heiße Stirn.

Mephisto machte sich ein Vergnügen daraus, meine Stimmung zu stören, indem er halbblau bemerkte: „Der alte Hiegirimm scheint sogar einem Premierlieutenant der Landwehr ersten Aufgebots imponirt zu haben!“ Ich streifte ihn mit einem verächtlichen Blick und wandte mich in möglichst ruhigem Tone an Faust: „Herr Doktor, es existirt ein englisches Drama, Eduard III., das von einigen Kennern, z. B. von Tieck, Shakespeare zugeschrieben wird, während die herrschende Meinung dies besträuft. Ich komme darauf, weil darin auch Johann von Böhmen als Mitkämpfer der Schlacht von Greyc austrifft. Ist das Stück wirklich von Shakespeare oder nicht?“ Ohne Bestimmen erwiderte Faust: „Da streitet man sich herum mit allerlei philologischen, bibliographischen und ähnlichen Gründen, aber soviel mir bewußt ist Johann von Böhmen noch von keiner Seite ins Gesecht geführt, der doch auch in diesem Streite vielleicht das entscheidende Wort spricht. Das Drama weiß nichts von seiner Blindheit, nichts von seinem romantischen Tod. Der Prinz von Wales führt seine Rüstung im Triumph auf und rechnet es sich als hervorragende Waffenthat an, daß er ihn selbst in verweirtem Kampfe erschlagen habe. Ist es Shakespeares Kraft, welche die geschichtlichen Ereignisse derartig veränderte, um seinen englischen

Prinzen zu heben, oder ist es die Schwäche eines Ungenannten, der seinen Helden nicht heben konnte, ohne andere ihres geschichtlichen Ruhmes zu entkleiden?" — „Nun?" — „Ja", lächelte Faust, „es ist eine Feinheit des Stils, nicht Alles zu jagen. Sehen Sie jetzt dort!"

Er deutete auf eine kleine offene Kapelle, die von einem vor- springenden buschigen Hügel unterhalb Mettlachs in die Saar blickt. Sie ist dem heiligen Ludwicus geweiht, dem Gründer des Klosters Mettlach, der im Jahre 713 zu Rheims starb. Als er in Trier beigelegt werden sollte, war der Leichnam nicht vom Blase zu bewegen. Da nahm man dem Schiff, worin er von Rheims gekommen war, das Steuer und aus eigener Kraft bewegte es sich nun die Mosel hinauf, bog in die Saar ein und fuhr stromaufwärts, bis es in Mettlach landete. Hier wurde der Körper mit großen Ehren in der Klosterkirche beigelegt. Die Statue des Heiligen, ein Werk des jungen Bildhauers Maximini, steht dort neben der Capelle. Wie lebendig schaut der steinerne Bischof herab — und in der That! — Da neigt er das Haupt — erhebt den Krummstab — holla! Mephisto scheint aussteigen zu wollen! Ich erhalte ihn beim Mäntelchen: „Sind Sie denn ganz und gar des Teufels?" Widerwillig grinsend setzt er sich wieder zurück, denn wir haben indessen den Heiligen aus dem Gesicht verloren. Jetzt hatte ich meine Rache und ich überhörte es großmüthig, als es verlegen etwas von Vorurtheilen und Blosigkeitskräften murmelte.

Dort in der Waldbucht erscheint schon Mettlach. Dicht an der Saar steht ein mächtiges Gebäude aus Sandsteinquadern; die Schlusssteine der Fenster und Thüren sind reich verziert mit schließböhigen Faunköpfen. Ein Flügel enthält einen Theil der Arbeitsräume der Steingutfabrik von Willeroy und Boch, der andere Flügel ist zu Wohnräumen eingerichtet. Jetzt überzieht ein durchsichtiger Nebel das Ganze, alles Moderne verschwindet, vor uns steht der Prachtbau eines mittelalterlichen Klosters. Wer tritt da aus dem Hauptportal? Es ist der Abt Matthias Beuriger, † 1633, „ein gar stattlicher Herr", wie sein Confrater in Bürgers Ballade. Mephisto winkt ihm sichtlich aufgeheitert mit effigleichen Lächeln einen lebhaften Gruß zu, der Abbas grüßt schmunzelnd herüber. Das war noch ein Genaltiger vor dem Herrn! Daß er den Teufel nicht fürchtete, beweist sein Verhältnis zu Mephisto, der ihn offenbar hochachtet, aber seine sonstigen Verdienste sind vergessen und die Kirchengeschichte weist ihm keinen hervorragenden Platz an. Nur im Kreise seiner Verwandten gleichen Namens, die noch in der Gegend leben, erhält sich als kostbares Familienstück eine Sage, die mit Stolz dem Fremden erzählt wird. Im Kloster wurde ein vorzügliches Bier gebraut und der Abbas wußte dasselbe theoretisch und praktisch zu schäpen. Eines Tages schickte ihm der Bruder Braumeister seinen geräumigen Zinnkrug mit einer Probe des neuen Sudes. Die Brüder, die ihn überbrachten, mißgönnten dem Abt seine harmlose Freude an der Gabe Gottes und beschloßen, sie ihm zu verleiden. Im Kreuzgang erwischten sie ein unvorsichtiges Mänslein — hinein mit ihm in den Krug! Nach einigem Zappeln schwamm es leblos unter der trügerischen Schaumdecke. So überreichten sie den Krug mit unschuldiger Miene. Der Abt nimmt erst einen kleinen Probegluck, nicht befriedigend, ergreift dann den Krug mit beiden Händen, setzt an, trinkt — trinkt — setzt ab und macht die Nagelprobe. Der Krug war leer! Der Abt aber spricht behaglich: „Deo gratias! Wiederum wohl gerathen! Aber ich meine als, es wär doch ein Hopfenblätchen drin gewesen — item das macht nichts, habt Dank!" — Beschämt schlichen die Reider von dannen. — Unter den Beurigern sind noch heute trunkeste Männer, aber eine solche Rehle wird doch in Israel nicht mehr gefunden. (Schluß folgt.)

Allerlei.

Das Regiment des Zaren. Kaiser Nikolaus II. von Rußland wird bei seinem Besuche in Breslau zum ersten Mal als Kaiser sein preussisches Garde-Regiment, das Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1, sehen, bei welchem er am 18. Mai 1884 als Großfürst Thronfolger à la suite gestellt und zu dessen Chef er am 20. November 1884 ernannt wurde. Das Kaiser Alexander-Regiment dürfte in der preussischen Armee dasjenige sein, welches an seinen Fahnen die meisten Bänder besitzt. Das 1., 2., und das Füsilier-Bataillon tragen an dem, mit dem Eisernen Kreuz in der Spitze geschmückten Fahnenstok das Band der Kriegsdenkmedaille für 1813, das 2. Bataillon auf der Schleppe des Bandes noch eine viereckige Platte aus Silber mit der Inschrift: „Königsrath, 3. Juli 1866." Für das Kriegsjahr 1818 haben die drei Bataillone ein schwarzes, weißgerändertes Band mit gekreuzten goldenen Schwertern am Ende ober-

halb der silbernen Quasten. Das Band für den österreichischen Feldzug 1866 ist ebenfalls mit gekreuzten goldenen Schwertern verziert. Das breite schwarze weißgeränderte Noireeband für 1870—71, das an den Enden statt der Quasten mit silbernen Franzen versehen ist, trägt oberhalb der letzteren das Eisene Kreuz von 1870—71. Das 1. Bataillon, welches die Retirirfabrik des 1. Bataillons des ehemaligen Leib-Infanterie-Regiments führt, bekam als Erbgang für das durch die ruhmvoll bestandenen Feldzüge und die Zeit zerstörte Fahnenstück am 20. Mai 1834 ein blauesidenees goldgefärbtes Band, welches von der Kaiserin von Rußland geb. Prinzessin Charlotte von Preußen überwiesen wurde. Das Band trägt die Inschrift: „Golberg 1807", außerdem die Jahreszahlen 1808 und 1833, in goldgeränderten Feldern oberhalb der goldenen Franzen auf dem einen Ende den Namenszug der Kaiserin mit der Krone, auf dem anderen die Wappenschilder von Rußland und Preußen. Das 1. und das Füsilier-Bataillon führen für die Niederwerfung des Aufstandes in Dresden 1849 ein Fahnenband als Geschenk des Königs von Sachsen. Das weiße, grüngeränderte Band mit goldenen Franzen und gleichen Quasten trägt die Aufschrift: „Friedrich August der Tapere. Dresden. Mai 1849." Alle drei Bataillone haben Bänder in den Farben des Bandes des St. Georgs-Ordens, verliehen vom Kaiser Alexander II. von Rußland mit Handschreiben vom 3. März 1876. Die Enden sind auf der einen Seite mit dem Namenszuge des russ. Kaisers und den Jahreszahlen 1814 und 1871, auf der anderen mit den Namenszügen König Friedrich Wilhelms III. und König Wilhelms I. versehen. Das 2. Bat. trägt auf dem Säcular-Fahnenband die Aufschrift in Silber: „Errichtet 1655 und 1685. F. W." auf dem einen Ende, auf dem anderen: F. W. III. 1835 — W. II. 1888", auf der Säcular-Schleife die Aufschrift: „1755. 1785 — 1855. 1885." Auf dem Säcular-Fahnenband des Füsilier-Bataillons lautet die Aufschrift: „Errichtet 1626 und 1689. G. W. F. W. III. 1835 — F. III. W. II. 1888"; auf der Säcular-Schleife lautet die Aufschrift: „1726. 1789 — 1826. 1889." — Ueber die Theilnahme der Fahnen in den einzelnen Schlachten dürften noch folgende Mittheilungen von Interesse sein. In der Schlacht bei Groß-Görschen fiel Portepes-Fahrich v. Schierstädt mit der Fahne des 1. Bataillons in der Hand. Lieutenant v. Oppensforstky des Westpreussischen Grenadier-Bataillons ergriff die Fahne, trug sie im Gefecht und vertheidigte sie gegen einen französischen Husaren, welcher sie schon gefaßt hatte. Die Fahnenstange des Füsilier-Bataillons hatte einen silbernen Ring mit der Aufschrift: „2. Dltpr. Grenadier-Bataillon, Schlacht bei Dönnowitz, d. 6. September 1813."

Zu seinen Erinnerungen aus großer Zeit (Leipzig, Kesselfringische Hofbuchhandlung) erzählt F. W. Battenberg, 1870—1871 kriegs- freiwilliger Musketier im 2. Hessischen Infanterie-Regiment Nr. 82, jetzt Stadtpfarrer zu Frankfurt a. M., eine ergötzliche Geschichte von einem Sachsenhäuser, der sich durch geniale Zeichensprache mit seiner französischen Quartierwirthin verständigte, als sein heißes Verlangen auf geschmorte Blaumen gerichtet war. Battenberg schreibt: „Ein noch jetzt lebender wackerer Sachsenhäuser war zu Rheims im Quartier und hatte ganz gewaltig gefuttert. Zum Nachtschlaf gab's noch Blaumen, die er aber mit dem besten Willen nicht mehr benütigen konnte. Er schob sie also zurück und sagte: „Naa Madamm, nix." Nach zwei Stunden bekam er aber doch wieder Verlangen nach den Blaumen und sagte: „De, Madamm, die Blaume!" — „Ah, qu'est-ce donc?" — „Die Blaume!" — „Ah, niske comprends pas!" — „Die Blaumen, die Blaumen, die Quetsche, die Zwetschgen!" So ruft unserer biederen Einkäufers mit möglichster Deutlichkeit und allem verfügbarem Nachdruck — aber die Französin sperrt den Mund auf und spricht traurig auf jeden seiner Ausrufe: „O niske, niske comprends pas". Da erblickte der findige Mann in einer Ecke einen Reiserbesen und daneben eine Schüssel mit kleinen Kartoffeln. Schnell biegt er einige Besenreiser um, steckt Kartoffeln daran, schüttelt dann diesen improvisirten Baum, läßt die herabgefallenen Kartoffelchen auf und thut, als ob er sie ausbrüche und äße und die Kerne ausspreie. — „Ah, monsieur vent des prunes!" ruft die Frau, holt die Blaumen und findet getrostet in der wackeren Zusage des Preußen die Bestätigung ihrer Vermuthung."

Vom Büchertisch.

— Zwei Novellen von hervorragendem feinstem Interesse finden wir im 21. Heft der „**Deutschen Romanbibliothek**" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Das Thema von der nervösen modernen Frau, die bei aller guten Charakteranlage und ohne daß sie es beachtet, doch ihrer Umgebung reinliche Sorge verursacht, behandelt geistvoll und fesselnd Ernst Memin in seiner Erzählung „**Stille Tragödie**". In eine der alten deutschen Hansestädte verlegt den Leser Berthold Paul Förster mit seiner Novelle: „**Wer sich frei von Sünde fühlt**". Außerordentlich anziehend ist das Kleinleben in einem Frauenstifte geschildert und prächtig paßt zu der trefflichen Lokalfarbe das traumliche Blatt der redenden Personen. Eine flotte Humoreske: „**Nervös**" von Marie Schramm-Macdonald steht im wirksamen Gegensatz zu den beiden ernst gestimmten Erzählungen. Hieran werden sich schließen: „**Ein Tag auf dem Lande**" von Bruno Sporta — „**Nur drei Feilen**". Novelle von Hans Wachenbuisen — „**Ein Ballspiel und seine Folgen**". Novelle von Joseph Bayerlein — „**Ihr Kind**". Novelle von Olga Wohlbrück — „**Ein verheißtes Leben**". Roman von E. Artow u. f. w. Wie der geehrte Leser hieraus erfieht, vereinigt die „**Deutsche Romanbibliothek**" in sich eine Fülle des verschiedenartigsten Lesestoffes in trefflicher Auswahl.

Verantwortl. u. Drukker: Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlaß von Otto D. Heile, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.